



Ausführliche Informationen  
über unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Elena Chizhova

Die stille Macht  
der Frauen

Roman

Aus dem Russischen übersetzt und  
mit Anmerkungen versehen von  
Dorothea Trottenberg

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Übersetzerin dankt der Fachstelle  
Kultur des Kantons Zürich für die Unterstützung  
ihrer Arbeit durch einen Werkbeitrag Literatur.



Deutsche Erstausgabe 2012  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Copyright © Elena Chizhova 2009  
Agreement by [www.nibbe-wiedling.de](http://www.nibbe-wiedling.de)  
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Die Originalausgabe wurde in Russland unter dem Titel  
›Vremja ženščin‹ erstmals 2009 in der  
Zeitschrift ›Zvezda‹ publiziert.  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung von Fotos von  
Corbis/Reuters/Alexander Demianchuk und  
Trevillion Images/Clayton Bastiani  
Gesetzt aus der Minion 10/14,5  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24919-5

## *Für meine Babuschki*

*Meine erste Erinnerung: Schnee ... Ein Tor, ein mageres weißes Pferd. Meine Babuschki und ich gehen langsam hinter einem Fuhrwerk her, das Pferd ist groß, aber schmutzig, warum auch immer. Dann noch die Deichselträger, sie sind lang, schleifen durch den Schnee. Auf dem Fuhrwerk steht etwas Dunkles. Die Babuschki sagen: ein Sarg. Dieses Wort kenne ich, aber ich wundere mich, ein Sarg muss doch aus Glas sein. Dann könnten alle sehen, dass Mama bloß schläft und bald aufwachen wird. Ich weiß das, nur sagen kann ich es nicht ...*

*Als Kind konnte ich nicht sprechen. Mama hat mich von einem Arzt zum anderen geschleppt, verschiedenen Spezialisten vorgestellt, aber es war alles vergebens: Die Ursache wurde nie gefunden. Bis ich etwa sieben Jahre alt war, schwieg ich, und danach fing ich an zu sprechen, auch wenn ich mich daran nicht erinnern kann. Auch die Babuschki konnten sich nicht erinnern – nicht einmal an meine allerersten Worte. Natürlich habe ich sie gefragt, aber sie erklärten immer nur, ich hätte stets alles verstanden und Bilder gemalt – deshalb sei es ihnen so vorgekommen, als würde ich mich mit ihnen unterhalten. Sie waren es gewohnt, an meiner Stelle zu antworten. Sie fragten und gaben die Antworten*

*selbst ... Früher lagen meine Bilder in einer Schachtel. Schade, dass niemand sie aufgehoben hat ... Dann könnte ich mich an alles erinnern. Aber so habe ich alles vergessen. Sogar Mamas Gesicht.*

*Babuschka Glikeriya sagte, wir hätten ein Foto gehabt, ein Passfoto, aber es sei verloren gegangen, als das Porträt bestellt wurde. Eins aus Metall, für den Friedhof. Das ist auch verschwunden. Vielleicht hat mein Stiefvater das Porträt aber auch nie bestellt, und Sinaida hat das Foto weggeworfen – wie meine Bilder.*

*Noch lange Zeit danach mochte ich den Winter nicht: Ich war unruhig, wenn es schneite. Dachte an Mama ... Ich nahm an, ihr müsse sehr kalt sein in ihrem Sommerkleid ... Später verging das, aber die Unruhe blieb, als sei in meiner Kindheit, die aus dem Gedächtnis gelöscht war, etwas Entsetzliches vorgefallen, von dem ich nie mehr erfahren sollte ...*

# I

## Die Mutter

Ich schneide Zwiebeln klein, und dabei nicke ich: Die alten Frauen wissen es besser – wenn es an der Zeit ist, ist es an der Zeit. Was willst du da sagen? Sie sind streng. Was kann ich schon gegen sie ausrichten?

Vorher habe ich lange genug im Wohnheim gehaust, eng war es, aber nicht übel – ein Zimmer mit acht Betten. Und jetzt kann ich tun und lassen, was ich will ... Den Leuten vom Gewerkschaftskomitee sei Dank. Soja Iwanowna hatte gesagt: »Was soll's ... Kann die Kleine vielleicht was dafür? Sie ist nun mal da – zurückgeben kann man sie nicht. Es ist doch so: Die Mutter ist das Wichtigste, schließlich gibt sie dem Kind zu essen und zu trinken. Was macht es schon, wenn du keinen Mann hast! Heutzutage ist das keine Schande mehr, und Unterstützung kriegt man auch. Bei Sytin, dem Werkmeister aus der fünften Etage, gibt es Nachwuchs: Jetzt haben sie zwei. Das heißt, ihm steht eine Zweizimmerwohnung zu. Also zieh du in sein Zimmer.«

Neuneinhalb Quadratmeter – mein eigenes Reich. Wenn meine Mutter das noch erlebt hätte ...

Die anderen meinten: »Du bist nicht die Erste und wirst nicht

die Letzte sein. Und merk dir: Das Kind ist unseres, ein Fabrikkind. Das heißt, es gehört uns allen. Stiefkinder gibt es für die Behörden nicht. Keine Frage also: Sie muss in die Krippe, in den Kindergarten und, wenn sie größer ist, ins Pionierlager. Und auch du bist nicht allein – du gehörst zu einem Kollektiv. Du brauchst dich nicht zu verstecken. Es ist schließlich nicht vom Himmel gefallen. Anbinden müsste man sie, diese geilen Böcke!«

Ich schwieg. Sie fragten nicht weiter.

Ich dachte, gut, dass wir in der Stadt sind. Wo es so viele Leute gibt. Tausende und Abertausende.

Nicht wie auf dem Dorf. Dort hätten sie es rausgekriegt – da kann man die Männer an einer Hand abzählen.

Wenn es einer aus der Fabrik gewesen wäre, hätte ich es ihr vielleicht sogar erzählt. Soja Iwanowna ist richtig lieb. Aber so – was sollte ich da sagen? Ich kenne nur seinen Vornamen. Keine Adresse, keinen Familiennamen ...

Jewdokija zieht die Augenbrauen in die Höhe:

»Das Öl ist fast alle.«

Ich sehe nach, das ist doch gar nicht möglich ... Tatsächlich, nichts mehr da. Ein kleiner Rest noch am Boden. Trinken sie es etwa? Ich habe doch erst diese Woche welches besorgt.

»Und was ist mit den Zwiebeln?« Ich sehe mich um. »Die muss man doch anbraten.«

»Dann brat sie eben mit Margarine an«, sagt sie belehrend.

Er sah gut aus, stattlich. Aber man wurde nicht schlau aus ihm. Er drückte sich so eigenartig aus – irgendwie städtisch.

»Warten Sie schon lange, junge Frau?«, sprach er mich an. Ich nickte, sagte aber nichts: Fremde Menschen machen mich im-



mer verlegen. Er schien so weit ganz höflich, aber trotzdem. Er stand da noch eine ganze Weile und fing dann wieder an: »Sind Sie auf dem Weg zu einer Weihnachtsfeier?«

»Wieso?«, fragte ich verwundert.

»Sie haben so einen voluminösen Sack dabei.« Er zeigte mit dem Kopf darauf. »Ist der für die Geschenke?« Das fand ich lustig. »Von wegen Geschenke«, lächelte ich. »Ich gehe zum Markt, Kartoffeln holen.« Er blickte erstaunt drein: »Zum Markt?«, fragte er nach. »Mit einem Sack?«

»Ja«, erklärte ich ihm, »es ist Sonntag. Ich hole Kartoffeln für das ganze Zimmer.« »Für das Zimmer?« Er schüttelte den Kopf. »Und was ist mit dem Vorzimmer? Muss das Hunger leiden? Oder ist Ihr Zimmer gutmütig und teilt mit allen?«

Mit dem Handrücken wische ich die Zwiebeltränen ab. Im Stillen muss ich lächeln.

Ich rühre und rühre ... Mit Margarine geht es eben doch nicht so gut. Es spritzt nach allen Seiten. Die ganze Hand habe ich mir verbrannt. Jewdokija gibt mir wieder eine Anweisung:

»Schmier Haushaltsseife drauf.«

Er stand eine ganze Weile herum und ging dann zur Laterne. Lange Beine hatte er, wie ein Kranich. Im Gehen stampfte er mit den Füßen auf. Er warf einen Blick auf die Uhr: »Wie lange sollen wir denn noch warten?« Er verlor die Geduld, fror ganz offensichtlich. Und so dünne, leichte Stiefel. »Er muss bald kommen«, tröstete ich ihn. »Ich stehe jetzt schon so lange hier ...«

»Nein, nein. Da ist doch etwas faul.« Er sah sich um. »Wir stehen uns hier die Beine in den Bauch, und außer uns ist kein Mensch da.« »Die schlafen eben.« »Schlafen?« fragte er zurück. »Stimmt. Das sollte ich auch tun, ich Idiot ...«

Allerdings, dachte ich. Sein Gesicht war ein wenig zerknittert. Er hatte offenbar die Nacht durchgemacht. Aber er hatte gar keine Fahne. Wenn unsere Kerle abends saufen, haben sie bis zum nächsten Mittag eine Fahne.

Ich fasste mir ein Herz: »Sie sind aber früh dran ... Sie haben wohl auch was zu tun?« »Und ob ...« Er zwinkerte mir zu. »Ich bin aufgewacht, und jetzt gehe ich zum Markt. Kartoffeln holen.« »So was!«, freute ich mich. Er musterte mich und sagte: »Ich muss mich wundern, junge Frau. Sind Sie etwa in Amerika zur Schule gegangen?«

»Wieso in Amerika?« Ich erschrak. »Im Dorf. In Malye Polowzy.« Er zog die Augenbrauen hoch: »Im Dorf?« Und hakte nach: »Bei uns, in einem sowjetischen Dorf? Und da haben Sie doch glatt das Wichtigste vergessen: Wohin das Kollektiv geht, dahin gehe auch ich.«

»Welches Kollektiv?« Ich war völlig verwirrt. »Und was sind wir beide?«, lachte er. »Bürger, die sich an einer Haltestelle versammelt haben ... Unter den gegebenen Umständen schlage ich vor, ein Taxi zu nehmen ...«

Er lud mich zu sich nach Hause ein. Eine große, geräumige Wohnung.

»Wo sind denn die anderen alle?«, fragte ich. »Die sind alle auf der Datscha«, sagte er. »Die Alten, meine ich.«

Wie denn das, dachte ich, auf der Datscha? Jetzt im Winter?

»Und wo sind die Nachbarn?« Ich sah mich um. »Oje«, sagte er ratlos. »Über dieses Gut verfügen wir nicht. Wir leben wie im Kommunismus.«

Ich trat ein. Tatsächlich. Kein schlechtes Leben. Ein Schreibtisch, an den Wänden aufgereihete Bücher. Über dem Sofa ein

Mann mit Bart. Er trug einen Wollpullover. Hing in einem Rahmen. »Und wer ist das?«

»Oh«, er winkte ab. »Ist doch einer da.« Wohl auch einer von den Alten, vermutete ich. Konnte man wegen des Bartes nicht erkennen ...

Wir saßen eine Weile da, er hatte Kaffee gekocht. Zarte, weiße Tassen, man hatte direkt Angst, daraus zu trinken. Gott bewahre, wenn da ein Henkel abbrechen würde! »Nimm dir Zucker.« Er schob mir die Dose herüber. Ich trank einen Schluck und verzog das Gesicht. Zwei Löffel hatte ich genommen, aber er war trotzdem noch bitter.

»Schwarzer Kaffee«, sagte er, »ist für Liebhaber. Man muss ihn zu würdigen wissen. Keine Sorge, du gewöhnst dich schon noch dran.« Er hatte einen Schluck getrunken und stellte die Tasse ab. Offenbar war er selbst nicht allzu sehr daran gewöhnt ...

Ich war wie beschwipst, dabei hatten wir gar keinen Wein getrunken. Ich lauschte auf seine Stimme. Ich weiß nicht, wie es passiert ist ... Offenbar war ich nicht ganz bei Sinnen ...

Ich habe die Schublade herausgezogen und taste nach der Reibe. Jetzt Möhren reiben ... Die Zwiebeln brutzeln vor sich hin ... Ich drehe die Gasflamme ab. Meine Hand tut weh. Ich drehe das Wasser auf und halte sie unter den Hahn ...

Mitten in der Woche lud er mich ins Kino ein. Ich freute mich. Ich war neidisch auf die anderen Mädchen: Sie gingen immer in männlicher Begleitung aus. »Zu mir«, erklärte er, »können wir nicht. Meine Alten sind plötzlich von der Datscha zurückgekommen. Sie haben etwas im Radio gehört.« Er schien schlechte Laune zu haben.

Im Kino lief eine Komödie, ›Nun schlägt's 13‹.

»Die ist gut«, sagte ich. »Bei uns waren alle ganz begeistert davon.« Er zuckte mit den Achseln.

Als wir aus dem Kino kamen, war ich guter Dinge, aber er machte ein finsternes Gesicht.

»Was ist denn?«, fragte ich verwundert. »Hat es dir nicht gefallen? Ich fand es toll ... Wenn es uns so ginge ... Die haben es gut, ein Leben wie im Märchen.«

»Das Märchen ist vorbei.« Er grinste spöttisch. »Hast du das mit Ungarn gehört?« »Was denn? Das im Fernsehen? Aber sicher. In der Politinformation haben sie es erklärt: Das sind feindliche Elemente ... Die haben irgendwas gegen uns ausgeheckt. Geht es denen etwa schlecht in Ungarn?«

Ich schaute ihn an, sein Mund zuckte, als hätte man ihm einen Peitschenhieb versetzt. Seine Augen waren verschleiert – nicht tot, nicht lebendig. Wie Fischaugen. Er winkte ab und ging fort ...

Ob ich ihm hinterherlaufen sollte? ... Ich blieb stehen. Und stand da, bis er verschwunden war ...

»Ach, das hab ich ganz vergessen! Hier sind Zuckerstückchen für euch.«

Die haben sie gern. Bunt und selbst gemacht. Man löst den Zucker in Konfitüre auf und lässt ihn stehen, bis er fest wird – wie bei Karamellbonbons. Ich habe ihn mit dem Messer vom Blech gelöst. Sollen sie ruhig davon naschen.

Sie nehmen immer Zuckerstückchen. Nur ja keinen Streuzucker. Die Zuckerzange ist klein und glänzend. Altertümlich. Solche gibt es heutzutage gar nicht mehr. Sie macht ein zartes Geräusch. Sie knipsen ein Zuckerstück ab – und stecken es

in den Mund. Dann nehmen sie einen kleinen Schluck und lutschen. Früher dachte ich, sie würden sparen. »Was denn, verdiene ich etwa nicht genug, um Zucker kaufen zu können?« »Nein«, sagten sie, »so schmeckt es besser.« Der Kleinen haben sie das wohl auch beigebracht. Wenn man ihr die Zuckerdose hinstellt, schiebt sie sie weg ...

Bevor ich einzog, versuchten die anderen Mädchen, mir Angst zu machen: »Wie willst du dich da eingewöhnen, mit den Nachbarn? Im Wohnheim waren wir unter uns. Aber dort – eine Fremde, vom Dorf, mit Kind. Red doch mal mit Sytins Frau«, sagten sie, »vielleicht kann die dir einen Rat geben.«

Ich ging zu ihr. »Du brauchst keine Angst zu haben vor den alten Frauen«, sagte sie. »Vor allem lass dir nichts gefallen, die sollen bloß nicht denken, dass sie das Sagen haben. In der Küche kannst du meinen Platz übernehmen, ich hab mir einen guten ergattert, am Fenster. Und wenn was ist, schrei sie an, dann ziehen sie den Kopf ein. Schade, dass du keinen Kerl hast, vor meinem hatten sie Angst ...«

Ich bin dann eingezogen. Es ging ganz gut, die alten Frauen hielten sich zurück. Aber trotzdem war mir bange zumute. Die Sytina ist ein kräftiges Weib, so breit, wie sie lang ist. Wenn die losbrüllt, kann sie Tote aufwecken.

In der ersten Zeit versuchte ich, ganz leise zu sein. Am Morgen hüllst du sie in eine Decke, der Kinderwagen steht unter der Treppe – abgeschlossen. Ein schweres Schloss, mit Kette. Den Kinderwagen hat mir die Fabrik geschenkt, das Schloss habe ich selbst gekauft, im Haushaltswarenladen. Im Laufschrift hinunter, du schließt das Schloss auf, stopfst es unter die kleine Matratze auf den Boden des Kinderwagens und wieder nach

oben, das Kind holen. Einladen und ab in die Krippe, bei Wind und Wetter. Du übergibst es den Njanjas und weiter zur Arbeit. Die Krippe gehört zur Fabrik. Aber so oder so – dir ist weh ums Herz. Manchmal musst du auch noch die zweite Schicht machen, wenn der Meister das verlangt. Dann kommst du spät-abends, die diensthabende Njanja ist da. Sie weckt die Kleine, wickelt sie ein, bringt sie dir. Das wäre alles nicht so schlimm gewesen, aber dann wurde sie krank. Soja Iwanowna tröstete mich: »Alle Kinder sind mal krank, deines wird auch wieder gesund.«

Die Krippe kostet nichts, die Belegschaft bekommt einen Zuschuss von der Fabrik. Die Mütter bringen zu den Feiertagen etwas mit, Konfekt oder Nylonstrümpfe. Alles gut und schön, aber was kann man schon erwarten? Es gibt viele Babys, aber nur eine Njanja. Mal ist die Kleine nass und schreit wie am Spieß, dann wieder tut ihr das Bäuchlein weh. Ich quälte mich von einer Krankschreibung zur nächsten. Und natürlich bekam ich immer nur die durchschnittliche Stundenzahl gutgeschrieben, das ist kein Vergleich, wenn man sonst nach Arbeitsleistung bezahlt wird.

Anfangs ging noch alles gut. Die Temperatur steigt, du gibst Medikamente. Ein, zwei Tage, dann sinkt sie. Aber dann bekam sie Krämpfe. Sie lief blau an, wälzte sich hin und her. Die Augen waren trüb und nach oben verdreht. Vorbei, das Herz bleibt stehen, es geht zu Ende. Ich beschloss, sie ins Dorf zu bringen. Meine Mutter lebte zu der Zeit noch. Da boten sich die alten Frauen an. Sie legten sich ins Zeug.

Sie selbst haben niemanden mehr. Ihre Männer und Kinder sind tot, einer nach dem anderen gestorben. Enkel haben sie auch keine. »Geh du nur arbeiten«, sagten sie. »Zu dritt werden wir sie schon großkriegen.«

Und so kam es dann: Ich gehe arbeiten, nach der Arbeit einkaufen, hier anstehen, dort anstehen, und zu Hause bin ich eine Art Dienstmädchen. Für alle waschen, aufräumen, kochen. Sie haben eine erbärmliche Rente. Ich muss mein Geld drauflegen. Dafür lebt das Kind wie eine Prinzessin. Hat sozusagen drei Njanjas, wird umsorgt und gekämmt. Sie gehen mit ihr spazieren, lesen ihr Bücher vor. Bringen ihr – was sagt man dazu – Französisch bei.

Das Mädchen ist klug – mit einem Wort: städtisch. Sie malt die ganze Zeit Bilder. Mit vier hat sie die Buchstaben gelernt. Versteht alles. Spricht bloß nicht. Fünf Jahre, bald sechs, und sagt noch immer keinen Ton.

Ist wohl doch meine Schuld. Ich habe bis zum letzten Moment nichts gesagt, erst als der Bauch nicht mehr zu übersehen war. Schwangere werden bei uns versetzt. Wenn man mit der Bescheinigung aus der Sprechstunde kommt, wird man von einem gesundheitsschädlichen Arbeitsplatz entfernt. Die einen werden in die Putzkolonne gesteckt, die anderen ins Magazin. Denen, die einen Mann haben, macht das nichts. Es ist schließlich ihr gutes Recht. Aber so – wie soll man dazu stehen? Eine Schande ...

Früher, vor dem Erlass, war daran kein Gedanke. Hast du nicht aufgepasst, kriegst du eben ein Kind. Als ob man unsere Mädchen davon hätte abhalten können – wenn was passiert war, sind sie es eben heimlich losgeworden. Von einer hieß es, sie habe das immer wieder getan. Die Männer feixten: »So eine Parasitin, eine ganze Brigade hat sie verschlissen.« Aber sie machte sich nichts daraus, sie hat sich kurz ausgeruht, und dann ging es wieder weiter. Zwei seien gestorben, wurde gemunkelt. Angeblich an Blutvergiftung. Dann kam der Erlass, und nun –

bitte sehr, jetzt kann man jedes Jahr gehen, wenn man will. Es ist natürlich furchtbar, eine brutale Sache. Aber was sollte ich machen, ich hatte mich nun mal dazu entschlossen.

Als ich ins Krankenhaus kam, sagte der Arzt: »Zu spät. Du bist zu weit. Jetzt musst du das Kind eben kriegen.«

Ich habe mir in der Apotheke Tabletten gekauft. Ich dachte, die schlucke ich. Eine Woche lang habe ich sie genommen. Aber von wegen ...

Als sie drei wurde, ging ich mit ihr in die Poliklinik. Die Ärztin sah ihr in den Mund und breitete Bilder vor ihr auf dem Tisch aus. »Eigentlich«, sagte sie, »ist alles in Ordnung. Sie hört. Sie versteht. Es ist eine Entwicklungsstörung. Man muss abwarten, vielleicht fängt sie plötzlich an zu sprechen.«

Sie sagte, es gebe einen Professor in Moskau. Dahin zu fahren würde auch wieder Geld kosten. Und woher soll ich das nehmen, dachte ich. Es reichte schon so kaum vom Lohn bis zum Vorschuss ...

Anfangs habe ich die ganze Zeit nur geweint: eine Missgeburt ... Keine Schule, kein Pionierlager. Aber vor allem keine Familie. Wer würde sie denn heiraten, stumm wie sie war? Ihr Leben lang würde sie solo bleiben. Außer sie fände einen Stummen, der zu ihr passt.

Die alten Frauen trösteten mich zum Glück. »Es ist alles Gottes Wille. Mit der Zeit wird sie schon anfangen zu sprechen.« Manchmal siehst du auf der Straße lauter fremde Kinder, die ganz viel reden. Dann blutet dir das Herz. Du wendest dich ab, schluckst die Tränen hinunter.

Die alten Frauen mahnten beharrlich: »Sag davon nichts auf der Arbeit. Wenn dich jemand fragt, sag, es ist alles in Ordnung. Die Menschen haben lange, böse Zungen. Reden ist Silber,



Schweigen ist Gold. Nach außen hin fühlen sie mit dir, aber wenn sie unter sich sind, wer weiß? Da ziehen sie über dich her. Verleumden dich.«

»Wollen Sie Kohlsuppe?«

Wollen sie. Suppe ist gesund. Gestern habe ich in unserem Gastronom an der Ecke ein gutes Stück gekauft. Ein Bruststück. Das essen sie gern, mit Fett dran. Oder auch mit Knochen. Markknochen sind gut. »Klopf das Mark für das Kind aus«, befahlen sie. »Für uns ist das nicht so wichtig ...«

»In der Schüssel da drüben ... da, in der Ecke, hab ich die Wäsche eingeweicht. Ich wasche sie heute Abend, nach der Arbeit.«

Von den alten Frauen wissen sie dort nichts. Ich habe gesagt: »Ich habe meine Mutter aus dem Dorf kommen lassen, sie passt auf.« Soja Iwanowna hat sich auch nach ihr erkundigt. »Nein«, sagte ich, »zu Hause ist sie nicht krank.« Darauf sie: »Solange sie so klein ist, macht das nichts, aber wenn sie größer wird, muss sie in den Kindergarten, ins Kollektiv. Sonst wird sie es schwer haben, wenn sie in die Schule kommt. Weil sie es nicht gewohnt ist.« Ich habe hin und her überlegt, vielleicht wäre sie mit anderen Kindern wirklich ungezwungener. Würde spielen, anfangen zu reden. Aber die alten Frauen haben das nicht zugelassen. »Sie soll ruhig noch zu Hause bleiben«, sagten sie. »Sie wird sich noch früh genug abplagen.« Jetzt haben sie sich etwas Neues ausgedacht: Sie soll ins Theater gehen. »Zur Weihnachtsfeier etwa?«, fragte ich. »Dafür habe ich doch schon Karten. In der Fabrik haben sie welche ausgeteilt, an alle, die Kinder haben.« Ich zog sie hervor und zeigte sie ihnen. An der Seite war ein Geschenkgutschein: Der Weihnachtsmann verteilt Bonbons,

allerlei Süßigkeiten und Waffeln. Alles gut und schön, aber die Fabrik bezahlt natürlich ordentlich dafür, haben sie in der Werkhalle gesagt. Eine Tafel Schokolade gibt es auch. Wir kaufen nie welche. Sie weiß gar nicht, was das ist. Mal einen Sojariegel, mal ein Karamellbonbon ...

Sie sahen mich an: »Nein. Das Geschenk kannst du abholen. Aber *sie* geht da nicht hin.« Sie soll ins Mariinski-Theater. Und eine Eintrittskarte braucht sie nicht, sie kommt so rein. Eine Bekannte von ihnen arbeitet da. Sie gehen immer zusammen in die Kirche. Sie wird sie hereinlassen, zu ihrem Platz bringen und aufpassen. Sie ist auch allein: keine Kinder, keine Enkel.

Einen Anzug sollte ich ihr kaufen: einen chinesischen, aus Wolle. Ein Jäckchen mit Knöpfen, eine Strickhose und eine Kappe. Alle Kinder haben so einen an, sagten sie. Er ist teuer, bestimmt um die sechs Rubel. Und Zopfbänder. Aus Seide, im gleichen Farbton.

»Geht nicht auch Nylon?«, fragte ich. »Nein«, sagten sie, »das geht nicht.« Bei Nylonbändern fasn die Enden aus. Zu Hause läuft sie mit Wollfäden herum. Ganz weiche. Die Babuschki zupfen sie aus alten Kleidern heraus.

\*\*\*

Frühmorgens versammelten sie sich in der Küche zum Tee. Solange das Kind noch schlief, wurden hier alle wichtigen Dinge besprochen und Pläne geschmiedet. Der Tag begann im Morgenrauen, wie ein langes Jahrhundert. Die Stunden des Tages, ein langer Weg, glitten gemächlich dahin, markiert von gestreiften Werstpfehlen – unabänderlich.

Um neun Uhr aufstehen, anziehen, waschen. Um zehn ein

Märchen im Radio. Um zwei Uhr Mittagessen. Nach dem Essen Ruhestunde: Du kannst schlafen oder nicht, aber hinlegen musst du dich.

Zwischen den Werstpfehlen gab es verschiedene Unternehmungen, je nach Wetter. Das Wichtigste war der Spaziergang. Hier kannte die Zeit keine Eile: Sie war dem Jahreslauf unterworfen – wie auf dem Land.

Im Frühling gingen sie in die kleine Grünanlage bei der Löwenbrücke. Dann ist es matschig in den Parks und sie werden geschlossen, damit der Boden trocknen kann. Im Herbst gingen sie zur Nikolski-Kathedrale. Dort lagen immer viele Eicheln am Gitterzaun unter den Eichen. Im Oktober verloren die Ahornbäume ihr Laub. Wenn man dann dort entlangging, raschelten die Blätter ... Zu den Novemberfeiertagen fiel der erste Schnee.

Im Winter gingen sie ebenfalls zur Nikolski-Kathedrale oder in den Soldaten-Park. Da gibt es einen hohen Hügel ... Die Kinder sausen der Reihe nach hinunter – die einen einfach so, die anderen auf dem Schlitten. Einen Schlitten haben sie. Einen alten, guten Schlitten. Aber ihre Kleine lassen sie nicht gerne fahren. Sie haben ihr auch beigebracht, sich abseits zu halten, möglichst weit weg von den anderen. Die fremden Kinder sind schlimm: »Oje, ist das Mädchen taubstumm?« Im Sommer ist es viel einfacher, da sind die einen auf dem Land, die anderen im Pionierlager.

Hier am Tisch waren sie, kaum dass sie das Kind in den Armen hielten, übereingekommen: Zuallererst musste sie getauft werden. Heimlich, ohne der Mutter etwas zu sagen. In solchen Dingen ist die Mutter voreingenommen. Gott sei Dank war der Kirchendiener, der in der Nikolski-Kathedrale die Glocken läutete, ein Bekannter von ihnen. Er war taub, verstand aber

alles. Er hatte sich bereit erklärt, den Priester zu bitten, ins Haus zu kommen.

Laut Geburtsurkunde hieß sie Susanna. Ein heidnischer Name, möge Gott ihr gnädig sein. In früheren Zeiten bekamen Tempelprostituierte solche Beinamen, damit ihre heiligen Namenspatroninnen nicht entehrt würden. Und jetzt hatte die eigene Mutter so einen scheußlichen Namen ausgesucht ...

Sie grübelten lange, blätterten den Kirchenkalender durch. Gute Namen gab es viele, aber man nahm nicht den erstbesten. Vater Innokenti sagte: »Nehmt einen, der zur Geburtsurkunde passt. Entweder dem Sinn nach oder dem Anfangsbuchstaben nach.«

Glikerija überlegte: »Vielleicht Serafima«, schlug sie vor ... Nein. Sie einigten sich auf Sofja.

Abends, wenn die Mutter dabei war, vermieden sie es, sie beim Namen zu nennen: *ihr, für sie, sie*. Tagsüber nannten sie sie zärtlich Sofjuschka. Untereinander sprachen sie von Sofja.

Der Priester fragte: »Heißt vielleicht eine von euch Wera oder Ljubow oder Nadeschda?« Sie wäre gut als Patin geeignet, dann könnte man den Namenstag gemeinsam begehen. Sie schüttelten die Köpfe: Nein. Keine Ljubow, keine Nadeschda, keine Wera. Während sie ihren Entschluss fassten, hätten sie sich beinahe noch verzankt. Es konnte natürlich nur eine Patin geben. Sie würde auch vor Gott die Verantwortung tragen. Eine Patin ist eine Verwandte, aber was waren dann die anderen – Fremde etwa? Vater Innokenti versöhnte sie. »Gott«, sagte er, »wird euch alle der Reihe nach fragen. Diejenige, die als Erste vor Ihm erscheint, muss sich auch als Erste verantworten.«

Es war zum Lachen und zum Weinen: Sie wetteiferten mit ihren Wehwehchen. Die eine hatte ein krankes Herz, die andere